This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

KF
29212
.E31
NEDL TRANSFER
HN 2W9S P
HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

KF 29212

Harvard College Library

FROM THE

BRIGHT LEGACY.

One half the income from this Legacy, which was received in 1880 under the will of

JONATHAN BROWN BRIGHT

of Waltham, Massachusetts, is to be expended for books for the College Library. The other half of the income is devoted to scholarships in Harvard University for the benefit of descendants of

HENRY BRIGHT, JR.,

who died at Watertown, Massachusetts, in 1686 In the absence of such descendants, other persons are eligible to the scholarships. The will requires that this announcement shall be made in every book added to the Library under its provisions.

REISE-BERICHT.

BERICHT

AN

DIE KAISERLICHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

ÜBER EINE

REISE NACH AMERIKA

IN DEN JAHREN 1852 BIS 1855

VON

Dr. KARL SCHERZER, ritter von

GELESEN IN DER SITZUNG DER MATHEMATISCH-NATURWISSENSCHAFTLICHEN CLASSE DER K. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN AM 6. MÄRZ 1856.

WIEN.
AUS DER KAISERL. KÖNIGL. HOF- UND STAATSDRUCKEREI.
1856.

NH 1608.56
KF 29212
HARVARD COLLEGE
FEB 6 1914
LIBRARY.
Bright fund

(Aus dem Märzhefte des Jahrganges 1856 der Sitzungsberichte der mathem.-naturw. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften [Bd. XX, S. 43] besonders abgedruckt.)

Bericht über eine wissenschaftliche Reise nach Amerika in den Jahren 1852, 1853, 1854 und 1855.

Von **Dr. Karl Scherzer.**

Indem ich mir die Ehre gebe, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften einen kurzen Bericht über die Resultate meiner mehrjährigen Reisen in Amerika vorzulegen, muss ich im Voraus um die milde Nachsicht dieser hochverehrten Versammlung bitten. Fern von mir liegt der Anspruch auf wichtige Entdeckungen oder tiefe Forschungen in jener neuen Welt, welche die verdienstvollen Arbeiten so vieler Gelehrten und besonders die unsterblichen Werke des grössten Naturforschers unserer Zeit dem gebildeten Publicum längst zum grossen Theile erschlossen haben. Aber die Länder- und Völkerkunde bietet glücklicherweise der Forschung ein sehr weites Feld, welches schon der verändernden Einwirkung der Zeit wegen nie ganz zu erschöpfen ist und dem jedes klare Beobachterauge stets wieder neue Seiten abgewinnen wird. Wem die Gabe versagt ist, grosse und umfassende, für alle Jahrhunderte und Geschlechter belehrende Werke der Wissbegierde des Publicums zu bieten, der mag doch immer noch einige Beiträge sammeln und die Ausfüllung einzelner Lücken der Wissenschaft versuchen. Für den Einzelnen bleibt selbst das bescheidene Bewusstsein tröstend, wenigstens im Verhältniss seiner Kräfte redlich gearbeitet und gewirkt zu haben.

Die Länder- und Völkerkunde, welche mit der reinen, uneigennützigen Freude an der erweiterten Erkenntniss auch einen entschiedenen praktischen Nutzen verbindet, bildet einen der wichtigsten Zweige der grossen Weltliteratur. Denn nicht blos die Naturgeschichte der Länder, die Resultate geographischer, ethnographischer und archäologischer Forschungen kommen hier in Betracht, auch die Erfolge fleissiger Studien und gewissenhafter Beobachtungen der Reisenden, denen es vergönnt ist, ferne, noch wenig erforschte Länder zum ersten Male zu beschreiben, sind für die wichtigen

Fragen der Staatswirthschaft, des Handels, der Colonisation und Auswanderung sowie des ganzen civilisirten Völkerlebens von unleugbarer Bedeutung. Das vorhandene Material auf diesem Gebiete zu vermehren, zu ergänzen und wo möglich einige neue Wahrheiten zu sammeln, war während der drei Jahre meiner Reisen in der neuen Welt mein ernstes, redlichstes Bemühen. Das gütige Wohlwollen dieser hochverehrten Versammlung, die in sich alle die hervorragendsten Koriphäen der Wissenschaft unseres Kaiserstaates vereint, geleitete mich nach dieser transatlantischen Wanderung. Es stärkte und ermuthigte mich dort oft in trüben Zeiten, wenn ich, durch einsame Wildnisse in sengender Hitze oder durch unwirthbare Gebirgsgegenden und Llanos in tropischen Regenfluthen ziehend und des fernen Vaterlandes mit all seinen Reizen und Bequemlichkeiten gedenkend, des Trostes und der Ermuthigung bedurfte.

Meine früheren mehrjährigen Reisen in verschiedenen Theilen Europa's, mein längerer Aufenthalt in England hatten meine Studien vorzugsweise zu den culturgeschichtlichen und nationalökonomischen Verhältnissen der verschiedenen Länder geführt. Aus diesen Studien musste nothwendigerweise das dringende Verlangen entstehen, vor Allem die Natur und die Zustände Nordamerika's, des sogenannten „Welttheils der Zukunft" kennen zu lernen, der, in einem merkwürdigen Fortschreiten begriffen, von der Natur reicher dotirt ist als die meisten Länder der alten Welt und in glücklichster Abwechslung, bald durch eine grosse Fruchtbarkeit des Bodens, bald durch die freigebigste Verleihung der zwei nützlichsten und wichtigsten Mineralien, der Steinkohle und des Eisens, am allermeisten aber durch die Mannigfaltigkeit und die glückliche Vertheilung der natürlichen Verkehrsmittel, namentlich durch die reiche Gliederung jener Flussrinnsale, welche Humboldt das lebende, culturweckende, menschenverbindende Element nennt, alle Keime des Nationalreichthums und einer hohen Blüthe künftiger Culturentwicklung in sich vereint. Von dort gedachte ich meine Reise in südlicher Richtung so nahe wie möglich an den Äquator auszudehnen, die eben so grossartigen als schönen Naturerscheinungen der amerikanischen Tropenzone zu schauen und zu studiren, die Ressourcen jener südlichen Länder für Auswanderung, Colonisation und Handel kennen zu lernen und ihr von dem unsrigen so abweichendes Staaten- und Völkerleben zu beobachten.

Von ähnlichen Gedanken und Wünschen beseelt war der bekannte Reisende und Naturforscher Dr. Moriz Wagner, mit dem mich seither die innigsten Bande der Freundschaft vereinigt halten. Wir theilten die Vorstudien sowie die Arbeiten, Kosten, Mühen und Gefahren der Reise selbst. Mein Gefährte hatte vor mir einen durch vieljährige wissenschaftliche Wanderungen in Afrika, Asien und Ost-Europa geschärften, vergleichenden Blick in die Naturverhältnisse voraus, welche auf die Entwicklung des Völkerlebens von so hochwichtigem Einflusse sind.

Am 15. Mai 1852 schifften wir uns von Bremen nach New-York ein. Im Laufe desselben Jahres bis zum Frühjahre 1853 bereisten wir einen grossen Theil der britischen Besitzungen Nordamerika's sowie die meisten Staaten der nordamerikanischen Union. Im Interesse unseres Reisezweckes trennten wir uns vielfach zu ergänzenden Forschungen und Arbeiten. Auch die übergrosse, räumliche Ausdehnung des Territoriums, in welchem wir allenthalben wenigstens einige Beiträge zu unseren Studien sammeln wollten, nöthigte uns zu dieser periodischen Trennung. Vor Allem wichtig erschien uns nämlich der Besuch jener Theile des grossen nordamerikanischen Continents, welche von anderen Reisenden noch wenig durchwandert und beschrieben waren und mit dem Interesse der Neuheit zugleich für die Natur- und Völkerkunde, für die Zukunft der Colonisation und des Handels unserer Beobachtung anziehende Seiten darboten.

Nachdem ich einige Zeit in den Staaten New-York, Pennsylvanien und Ohio verweilt, auch die Niagarafälle, das grösste malerische Wunder der nordamerikanischen Landschaftsnatur besucht und einen kurzen Ausflug nach Ober-Canada gemacht hatte, schiffte ich durch den Erie- und Huronsee nach dem Lake Superior, dem grössten Süsswassersee der Welt, welchen meines Wissens noch kein deutscher Reiseschriftsteller vor mir besucht und geschildert hat. An seinen herrlichen Ufern verweilte ich fast einen Monat, um in die zahlreichen Kupferbergwerke einzufahren, in denen das Metall vielfach in gediegenem Zustande vorkommt, und die verschiedenen, meist völlig unbewohnten Inseln dieses wunderbaren Wasserbeckens zu besuchen. Meine Absicht, von Fond-du-lac bis zur Quelle des Mississippi, von der ich nur noch 200 englische Meilen entfernt war, vorzudringen, scheiterte an der vorgerückten Herbstzeit.

Mein Reisegefährte, Dr. Wagner, hatte inzwischen das britische Unter-Canada bereist und war, den grossen St. Lorenzstrom hinabschiffend, bis jenseits des 50. nördlichen Breitegrades vorgedrungen, wo er die Nordpolargrenze des europäischen Getreides, welche dort eine tiefe Biegung nach Süden macht, überschritt. Nachdem er den Saguenay-Fluss (so berühmt geworden durch seine pittoreske Uferscenerie von senkrecht abfallenden Granitfelsen, wie durch seine indianischen Sagen aus der Zeit der Entdeckungsgeschichte des St. Lorenzthales durch Jaques Cartier) hinaufgefahren, wandte er sich von Cacona mit einem Indianerboot in nördlicher Richtung bis nahe an die äusserste nordöstliche Grenze des Gebirgszuges der Appalachen, der an beiden Seiten des St. Lorenzstromes fortsetzt.

Der Naturcharakter gegen die Mündung des St. Lorenzstromes jenseits des 50. Breitegrades ist ganz ähnlich wie der in den nördlichen Landschaften am obern See zwischen dem 49. und 50. Breitegrade. Während in Europa unter der gleichen nördlichen Breite noch Waizen und die meisten Obstbaumarten der milderen Zone cultivirt werden, herrscht in jenen Gegenden Nordamerika's bereits ein düsterer, äusserst einförmiger und melancholischer Naturcharakter. Die Masse der Waldbäume besteht dort aus wenigen Coniferen-Arten. Die Weiss- und Schwarztanne, der Balsamkiefer, die amerikanische Lärche und die canadische Fichte, die nur auf dem höheren Rücken und in den kühleren Regionen der Alleghanies ziemlich weit nach Süden reichen, bilden hier die vorherrschenden Waldbäume. Dazu kommen zwei Wachholderarten (*Juniperus procumbens* und *Juniperus depressa*), welche mit ihrem einförmigen Immergrün die steilen Ränder der prächtigen Wasserfälle im nördlichen Canada schmücken. Der höchste Baum im östlichen Nordamerika, die Weymouth-Tanne (*Pinus strobus*), welche in den Alleghanies und besonders am steilen Bett des Niagara die Riesin des Waldes ist, geht noch über Quebec hinaus, wird aber am Saguenay schon ein seltener Baum und ist in den Uferwäldern des St. Lorenzstromes jenseits des 50. Breitegrades völlig verschwunden. Die Vegetation trägt dort bereits die vorherrschende Physiognomie des höheren, europäischen Nordens in Scandinavien und Finnland. Einförmigkeit der Arten, Verkümmerung des Wuchses nach oben, Ausdehnung der zu Büschen verkleinerten Bäume nach unten charakterisiren dieselbe. Während unter

den Tropen alle Bäume mit ihren reichen Parasiten aufwärts streben, das Licht und die Höhe suchen, geht hier bereits wie in Scandinavien oder wie in den höheren Regionen unserer Alpen Wärme, Leben und Gedeihen einzig nur von der Mutter Erde aus. Die Rankengewächse, welche die Wälder im Süden der Vereinigten Staaten mitunter schon so üppig zieren, fehlen dort gänzlich und statt ihrer bilden nordische Cryptogamen-Arten, Flechten und Moose das dichtgewebte Kleid der Stämme wie der Äste, die sich trauernd gegen den Boden neigen. Die Birken, welche dort die Riesen des Laubholzes sind, erreichen an den Mündungen des St. Lorenz kaum noch die Höhe von 20 Fuss.

Auch der Vegetation der Waldwiesen sieht man die Schmälerung ihres Lebensprocesses und die Verkümmerung ihres Wuchses an. Sie ist dichtgewebt, aber nicht hoch und nicht reich an Geschlechtern. Das scharlachrothe *Rhododendron*, das gleichfalls die höchsten Berggipfel Virginiens schmückt und die schöne blasspurpurrothe *Rhodora canadensis* scheinen sich in dieser nordischen Atmosphäre allein noch wohl zu fühlen. Jene Bergrose, eine Varietät von dem pennsylvanischen *Rhododendron maximum*, ist die schönste und üppigste Zierpflanze des canadischen Waldbodens. Die Farbenlieblichkeit der Bergrosen und Rhodorakränze, das lachende Roth der Erdbeeren, von einer Grösse und einem Aroma, wie man sie kaum selbst in Scandinavien findet, sind die wenigen versöhnenden Erscheinungen in jenem düsteren Trauerreiche der Coniferen. Letztere haben freilich vor den Laubwäldern am Niagara den Vortheil, dass der Winter keine Gewalt über ihre Farbe hat. Ihr ewigfrisches Grün verkündet, wie ein berühmter Naturforscher sich poetisch ausdrückt, den Polarvölkern, dass, wenn Schnee und Eis den Boden bedecken, das innere Leben der Pflanzen wie das Prometheische Feuer nie auf unserem Planeten erlischt.

Das Thierleben erscheint in diesen nordischen Waldgegenden noch eintöniger und trauriger als die Vegetation. Wohl erzählten die Indianer vom Stamm der Murschis bei Cacona von ihren Biberfängen und Elennjagden; aber sie klagten auch bitter über die immer ärmer werdende Beute. Der Hunger zwingt diese Indianer im Sommer zu einigem Feldbau und ihre Weiber flechten Körbe für die sich dort aufhaltenden Badegäste von Quebec. Der hochbeinige, mit prachtvollem Geweih gekrönte *Cervus Alces*, der Riese unter den nordischen

Landthieren, wird nur im Winter gejagt, wo ihn der Hunger nöthigt, seine Schlupfwinkel zu verlassen und sich zugänglicheren Gegenden zu nähern. Im Sommer verbirgt er sich in den dichtesten Tannenwäldern, am Rande der Seen und Sümpfe. Der Biber, der hier in zwei Varietäten vorkommt, wird immer rarer und scheuer. Der canadische Silberfuchs und der schwarze Fuchs sind noch seltener. Selbst die erfahrensten indianischen Jäger vom Stamme der Murschis und von den Huronen am St. Charlesflusse versicherten uns, dass sie kaum ein- oder zweimal in ihrem Leben so glücklich gewesen wären, eines dieser kostbaren Pelzthiere zu schiessen. Nicht einmal gestreifte Spermophilus-Arten und rothe und graue Eichhörnchen, welche bei Quebec noch so zahlreich und munter auf Eichen und Tannen hüpfen, sind hier häufige Gäste.

Wenige Vogelstimmen von vorherrschend schwermüthigen Melodien tönen aus den finsteren Coniferenzweigen. Einige Falkenarten, die lauernd über den Waldrand hinsegeln, eine röthliche Drossel, die auf den Wiesenzäunen sitzt, der nordamerikanische Rabe, der so ganz anders als der deutsche krächzt, das sind hier die vorzüglichsten Repräsentanten aus dem Reiche der Vögel. Die buntfarbigen Spechte, die am Ontariosee und am Niagara alle Wälder beleben, werden in den höheren Breitegraden schon ziemlich selten. Der nordamerikanische Colibri *(Trochilus colubris)* soll sich zwar, wie die dortigen Ornithologen versichern, auf seinen gewaltigen Sommerwanderungen noch weit nördlicher, bis über den 57. Breitegrad hinaus, nahe der eigentlichen Polarregion wagen; aber diese Erscheinung ist wohl nur eine gelegentliche Verirrung des glänzenden Wanderers, den wir im Juni noch häufig in der Umgebung von Montreal und am Huronsee, aber nicht mehr nordwärts von Quebec gesehen. Den Reptilien aber ist diese Zone viel zu kalt. Die Klapperschlange scheint über die Nordufer des Ontariosees nicht hinauszugehen. Bei Cacona fanden wir gar keine Schlangen mehr, dagegen häufig einen Wassermolch in den Sümpfen.

In den oberen Mississippi-Gegenden, vorzüglich im Territorium Minnesota, wohin gegenwärtig der nordwestliche Strom der Auswanderung gerichtet ist, lernte ich zum ersten Male auch das Indianerleben, wenn auch nicht in seiner ganzen Grossartigkeit, doch in einer gewissen Eigenthümlichkeit kennen, obwohl dort nur noch die Reste grosser einheimischer Völkerschaften wohnen, die, wie die Sioux und

Chippewas einst zu den zahlreichsten und mächtigsten Stämmen Nordamerika's gehörten. Dr. Wagner hatte die Trümmer der einst so berühmten Stämme der Irokesen und Huronen, welche im englisch-französischen Kriege des vorigen Jahrhunderts und in Cooper's historischen Romanen noch eine so wichtige Rolle spielen, oberhalb Quebec am St. Lorenz-Strome und St. Charlesflusse in trauriger Entartung gefunden. Überall ist die sogenannte rothe Bevölkerung im Hinsiechen begriffen und bildet das trostlose Gemälde einer absterbenden Bevölkerung, welche, hartnäckig festhaltend an ihren Jägergewohnheiten und in das Laster des Trunkes unheilbar versunken, dem unaufhaltsamen Untergange geweiht ist. Obwohl über Charakter, Sitten, Lebensweise und Geschichte dieser eingebornen Stämme Nordamerika's bereits viel geschrieben worden, so bot doch unsere häufige Berührung mit diesen Wilden uns vielfältige Gelegenheit dar, ihrem Leben manche Seite abzulauschen, die bisher noch wenig beachtet wurde. Ich erlebte damals in der Nähe der wildschäumenden St. Anthonyfälle eine Episode dieser indianischen Trauergeschichte der Gegenwart, welche wohl nicht oft mehr wiederkehren wird: eine Versammlung der vornehmsten Sioux-Häuptlinge in ihrem barbarischen Costume, buntfarbig bemalt, welche mit den Regierungsagenten der Amerikaner wegen eines Verkaufs „des Landes ihrer Väter" unterhandelten. Ich will die Geduld der verehrten Versammlung nicht mit einer weiteren Schilderung meiner Erfahrungen und Erlebnisse unter diesen Wilden ermüden und bemerke nur, dass sich mein dortiger Aufenthalt besonders durch den Umstand von nicht geringem ethnographischen Interesse erwies, weil mir derselbe einen Vergleich der Eingebornen Nordamerika's (ausschliesslich Jagdvölker), mit den Indianern Central-Amerika's (ausschliesslich Agriculturvölker), wie sie die Spanier dort schon zur Zeit der Entdeckung und Eroberung von Guatemala gefunden, gestattete.

Von Minnesota zog ich den Mississippi-Strom abwärts, besuchte die Staaten Wisconsin, Jowa, Illinois mit den berühmten Bleibergwerken und der verfallenden socialistischen Muster-Colonie Icarien, Missouri mit den zwei merkwürdigen Eisenbergen, deren Metallmassen ein deutscher Geolog auf 600,000.000 Tonnen schätzte, Indiana, Kentucky mit der wundervollen Mammothhöhle und ihren blinden Bewohnern, Tenessee, Alabama und Louisiana, sammelte dort überall statistische und national-ökonomische Notizen und beschäftigte mich

hauptsächlich mit den culturgeschichtlichen Fragen dieser so wichtigen Staaten der Union. Die Resultate meiner Studien finden sich theilweise in einem gemeinschaftlich mit Dr. Wagner veröffentlichten dreibändigen Werke über Nordamerika niedergelegt, welches 1854 erschienen ist und über welches sich selbst die kritischen Stimmen in den Vereinigten Staaten nicht ohne Anerkennung der Treue und Wahrheit unserer Mittheilungen ausgesprochen haben. Den Winter und das Frühjahr 1853 brachten wir in den südlichen Staaten der Union zu und hatten dort, in den verschiedenen Pflanzungen auf das Freundlichste aufgenommen, zugleich erwünschte Gelegenheit, die so hochwichtige Frage der Negersclaverei zu studiren. Die reiche Stadtbibliothek von Neu-Orleans benützten wir zur Fortsetzung unserer Vorstudien über das tropische Amerika, nach welchem wir uns im April 1853 einschifften.

Central-Amerika mit seinen fünf Republiken und dem Moskito-Staat, jene hohe Landbrücke, welche die Feuerkräfte des Erdinnern, als sie die grosse Trachytkette der Cordilleren aus ihrer Meridianspalte gehoben, zur Verbindung der beiden grossen amerikanischen Continente des Nordens und Südens aufgebaut, ist als ein Verkehr vermittelnder Isthmus zwischen den beiden Oceanen, besonders seit der Colonisation und Goldentdeckung Californiens das wichtigste Passageland der Welt geworden. Es ist in seinen einzelnen Theilen gleichwohl der am wenigsten bekannte und bereiste Theil Amerika's, über den bisher noch in keiner Sprache ein umfassendes Werk existirt. Jede Erweiterung der Kenntniss seiner Naturverhältnisse, seines Klima's, seines Gebirgsbaues und des vorherrschenden Charakters seiner Fauna und Flora musste aus einem noch so wenig erforschten Lande zur Bereicherung der geographischen Literatur willkommen sein.

Wir durchschifften die 20 Breitegrade zwischen Neu-Orleans und dem Hafen von San Juan del Norte auf einem Dampfer der Transit-Compagnie in sechs Tagen. Von dort fuhren wir in einem kleinen Canot, von braunen Eingebornen geführt, den San Juan-Fluss und den Sarapiqui-Strom aufwärts und genossen hier zum ersten Male eines Vegetationsgemäldes der Äquatorial-Zone, wie man es kaum irgendwo in Central-Amerika grossartiger und formreicher findet. Selbst auf den Reisenden, der das südliche Europa, den Orient und die Louisiana gesehen, macht dort die Fülle und Pracht der tropischen Naturerscheinungen in den ersten Tagen einen fast berauschenden

Eindruck. Wir reisten von den Ufern des Sarapiqui auf Maulthieren durch schmale Waldpfade über die Höhen und Schluchten der Cordilleren weiter bis zur grossen Hochebene von Costa Rica, wo die beiden Hauptstädte dieses Freistaates San José und Cartago in einer reizenden Landschaft heiter und wohnlich liegen, umgeben von Pisanggärten, Wiesen und Kaffeeplantagen und überragt von einer der schönsten Hochgebirgs-Scenerien. Die Passhöhe des Gebirgskammes, welcher dieses lasurgrüne Plateau von den Waldlandschaften des Sarapiqui scheidet, erhebt sich gegen 8000 Fuss. Der höchste Berg der Kette aber ist der Vulcan Irazú, an dessen Fuss die alte Hauptstadt Cartago liegt. Ich bestieg diesen schönen Berg, dessen Höhe nahebei 12,000 Fuss erreicht, in Begleitung unseres jüngsten Reisegefährten Jakob Hutzel aus Würtemberg, den später das Fieber in Punta Arenas hinwegraffte. Der Irazú hat zwei Krater, von welchen der eine noch dünne Rauchwolken aus seinen Spalten stösst. Der Blick von dem Gipfel dieses Berges umfasst ein Panorama von unbeschreiblicher Herrlichkeit. An vollkommen heiteren Tagen übersieht man von dort den atlantischen und den pacifischen Ocean. Cartago hat sich zwar aus den Trümmern, in welche es das letzte grosse Erdbeben vom Jahre 1841 stürzte, wieder erhoben, aber seinen früheren Wohlstand hat es nicht mehr erreicht. Auf diesem schönen Plateau, in einer milden und gesunden Atmosphäre sind Frost und Hitze ungekannte Plagen. Die tiefste mittlere Tagestemperatur, die wir hier erlebten, sank nicht unter + 13° R., die höchste stieg nicht über + 20° R. Es ist hier recht eigentlich die Heimat des „ewigen Frühlings," den man selbst in den mildesten Gegenden des südlichen Europa's nicht kennt.

Costa-Rica, der einzige Staat im spanischen Amerika, welcher der politischen Ruhe und eines besonnenen Fortschrittes sich erfreut, vielleicht die glücklichste aller amerikanischen Republiken, wo in reichster Abwechslung auf den Stufen und Terrassen der Cordilleren die verschiedenartigsten Klimate schichtenweise über einander lagern, war vor uns noch niemals von Reisenden zu wissenschaftlichen Zwecken besucht worden. Nur sagenhaft war das Gerücht von seinem lieblichen Klima, seiner paradiesischen Fruchtbarkeit, seiner günstigen Weltstellung zwischen den beiden Oceanen, von der politischen Ruhe, dem gesellschaftlichen Frieden und der Sicherheit, die es genoss, nach Europa gedrungen und hatte die Aufmerksamkeit einiger

denkenden National-Ökonomen, sowie einer kleinen Zahl von Auswanderungslustigen auf sich gezogen, denen die traurigen Mittheilungen aus Nordamerika über die Zunahme und die Unduldsamkeit der nativistischen Partei gar zu abschreckend erschienen. Von gründlichen geographischen Forschern war längst die Ansicht ausgesprochen worden, dass einige Staaten des spanischen Amerika's, in denen keine politischen Wirren herrschen, sich in vieler Beziehung für den deutschen Auswanderer besser eignen, ihm eine glücklichere Heimat bieten, und sich der Erhaltung der deutschen Nationalität entschieden günstiger erweisen würden als Nordamerika. Das alte unbegründete Vorurtheil gegen die Seuchen und die entnervende Luft des Südens war durch die einfache Thatsache zu widerlegen, dass die Hochländer und Plateau-Landschaften der Cordilleren eine niedrigere Lufttemperatur besitzen als das mittlere Deutschland während der Sommermonate und dass die ewige Milde des dortigen Höhenklima's dem arbeitsamen Menschen zu keiner Jahreszeit den freiesten Gebrauch seiner Körperkräfte versagt.

Nach längerem Aufenthalte im Tafellande von Costa-Rica durchwanderte ich die tieferen Waldthäler der Anden im Osten, wo an den Ufern des Reventazon, in einer zwar höchst malerischen, aber völlig ungeeigneten Lage der preussische Baron Alexander v. Bülow den unglücklichen Gedanken hatte, im Namen und Auftrag der Berliner Colonisations-Gesellschaft die ersten Ansiedlungsversuche zu unternehmen, welche schon wegen der zu tiefen Lage des Thales in der Region der Tierras calientes unmöglich gelingen konnten. Dort schloss ich mich dem Unternehmen einer Entdeckungsreise an, welche der deutsche Ingenieur Kurtze im Auftrage der Wegbau-Gesellschaft von Cartago gegen die Ostküste versuchte. Das Unternehmen misslang wegen der ungemeinen Schwierigkeiten der Reise durch dichten Urwald und über die schroffsten Felspartien der Cordilleren, wo aller Muth, Anstrengungen und Geduld zur Überwältigung der Hindernisse nicht ausreichten. Nach unbeschreiblichen Strapazen und Leiden kehrte unsere aus 32 Mann bestehende kleine Expedition, ausgehungert und zum grössten Theile erkrankt, von dieser schauerlichen Wanderung zurück, welche 21 Tage gedauert hatte.

Von den nordöstlichen Waldthälern Costa-Rica's wandte ich mich zu den südwestlichen Abhängen der Anden am stillen Ocean,

welche mein Reisegefährte, Dr. Moriz Wagner, von mir getrennt, schon einige Monate vor mir durchzogen und bewohnt hatte und von wo er eine an neuen Arten sehr reiche entomologische Sammlung nach dem Hafen von Punta Arenas brachte. Gemeinschaftlich weilten wir am schönen Golfe von Nicoya und besuchten hierauf zusammen die interessante Landschaft von Miravalles, welche der Besitzer Don Crisanto Medina, ein edler Creole, gleichfalls zu Colonisations-Experimenten bestimmt hatte. Dr. Wagner versuchte hier den Gipfel des noch nie bestiegenen Vulcans von Miravalles zu erreichen, musste aber nach dreitägigem, sehr anstrengendem Marsche auf einer Höhe von nahe 8000 Fuss den Versuch wieder aufgeben.

Unsere Reisen in Costa-Rica, wo wir fast alle wichtigen und zugänglichen Punkte des Landes besucht hatten, erreichten ihr Ende in der Provinz Guanacaste. Die Hauptresultate unserer Reise haben wir bereits in einer monographischen Skizze der Republik Costa-Rica dem Druck übergeben. Dr. Wagner beabsichtigt noch nachträglich die wissenschaftlichen Einzelheiten seiner dortigen Beobachtungen zu vollenden.

Nicaragua, den wichtigsten unter den Isthmusstaaten Central-Amerika's bereiste ich in Gesellschaft meines Freundes bis an den Managuasee, wo wir uns in verschiedenen Richtungen trennten. An den nördlichen Ufern des grossen Sees von Nicaragua, wo sich kürzlich politische Ereignisse von hoher Bedeutung für die Zeitgeschichte zugetragen, verweilten wir in der trockenen Jahreszeit, welche zu Forschungen ganz besonders einladend ist. Dieses grosse Wasserbassin ist vielleicht der wichtigste Binnensee der Erde. Die meisten Gebirgswasser Nicaragua's, besonders diejenigen, welche in südlicher Richtung von den Cordilleren der Provinz Segovia fliessen, sammeln sich in diesem gewaltigen Seebecken, dessen Ausdehnung man im Verhältnisse zur Schmalheit des Landes eine ungeheure nennen darf. Der Druck seiner grossen Wassermasse war der südöstlichen Spitze seines Eirundes zugekehrt. Die langsam unterhöhlende und auswaschende Kraft des Wassers hat hier an dem San Juan-Flusse einen natürlichen Canal zwischen dem grossen Binnensee und dem caraibischen Meere geschaffen. Es ist die einzige Stelle, wo die Cordilleren auf ihrer ungeheuren räumlichen Ausdehnung über mehr als 120 Breitegrade wirklich völlig durchbrochen sind und wo die Natur selbst durch die günstigsten Niveauverhältnisse und Wasser-

an dem Geschrei der Brüllaffen und dem muthwilligen Gezänke der Papageien, an bunt schillernden Trochiliden und den „scheusslich-wunderbaren“ Sauriern, die dort auf dem Flusse treiben, Auge und Ohr hinreichend gesättigt. Der Anblick des Omotepec aber war auch ihnen etwas ganz Neues und Niegesehenes, und ein so schmucker Riese vermochte selbst die kalte Dollarfantasie eines Anglo-Amerikaners zu momentaner Begeisterung zu entzünden. Mit anderen Eilanden, dem Madera-Vulcan, dem Zapatero, wo die räthselhaften Idole stehen, und mit der Walddecoration der Ufer vereint, ist das ganze Landschaftsbild am Nicaraguasee von mächtiger Schönheit und als reines Naturgemälde betrachtet, ohne die Beigabe der Kunstbauten, selbst unerreicht von Italiens und Griechenlands reizendsten Golfen und Inselgruppen.

Gonzales drang bis in die Nähe des Vulcans von Massaya und der Landschaft von Nindiri vor. In dieser Gegend berühren sich wirklich Paradies und Hölle. Es gibt in ganz Central-Amerika keinen reizenderen Punkt als diese kleine Landschaft von Nindiri. Welch eine Pracht der Vegetation! Welch eine malerische Vertheilung der gefiederten und gefächerten Palmen, beladen mit riesigen Cocosnüssen und der köstlichen Frucht der *Mauritia flexuosa!* Welche Grösse und Fülle der Orangen, Citronen, Bananen, Mangos, Papayas und Anonen! Ich habe später in den Hochthälern der Cordilleren von Honduras und Guatemala und in den Waldgegenden der heissen Region an beiden Oceanen wohl grossartigere Landschaftsgemälde, aber kein so liebliches, tropisches Miniaturbild wiedergefunden, wie diese Gegend von Nindiri, welche ich auf der Reise von Granada nach Managua besuchte.

Nur wenige Leguas von diesem Hesperidengarten von Nindiri traten wir in eine der ödesten und schauerlichsten vulcanischen Wildnisse, die sogenannte „Hölle von Massaya“, deren Mitte der Vulcan selbst mit seinem Erhebungskrater einnimmt. Die Umgebungen dieses Feuerberges, von welchem die spanischen Geschichtschreiber so wunderliche Sagen berichten, bieten ein hohes geologisches Interesse dar. Nirgends ist der mächtige Bau eines Erhebungskraters mit einem Kessel steiler Felswände schöner ausgeprägt. Die Tiefe des Kessels füllt der kleine See von Massaya aus, welcher ähnlich wie das todte Meer in Palästina eine ziemlich bedeutende Depression unter dem Niveau des Oceans zeigt. Die pralligen Felswände, die wie Cyclopen-

mauern den Erhebungskrater im Halbkreise umgeben, sind nur an wenigen Stellen zugängig, wo sehr schwierige Wege nach dem Bassin des Sees führen. Die Bewohner der Stadt Massaya schaffen von hier mit viel Mühe und Kosten ihr Trinkwasser herauf. Die umgebende Landschaft gehört zu den wildpittoreskesten und ödesten, die wir in Central-Amerika gesehen. Über dem nordwestlichen Ufer dieses merkwürdigen Kratersees, von dem einst so mächtige Bildungen und Verheerungen ausgegangen, erhebt sich der mehr breite als hohe Kegel des Massaya-Vulcans mit abgestutztem Gipfel. Die breiten Lavafelder, die sich von seinen Abhängen in südöstlicher Richtung herunterziehen, sind noch völlig kahl. Die Felsufer des Sees hingegen sind mit Wäldern geschmückt und trotz ihrer schwierigen Zugänglichkeit in der trockenen Jahreszeit durch ein reiches Thierleben charakterisirt. In ganzen Scharen sah ich hier des Abends die Rollschwanzaffen an der schwanken Strickleiter der Schlingpflanzen über die steilen Vulcanwände herunterklettern, um zu trinken. Buntfarbige Papageien und Tukane wiegten sich auf den Bäumen, während graue Krokodile wie Holzklötze ruhig auf der selten bewegten Fluth trieben.

Der Massaya-Vulcan scheint wenige Jahrzehnte vor der Ankunft der Spanier noch eine sehr verheerende Thätigkeit gezeigt zu haben, wie die indianischen Sagen und deutlicher noch die unermesslichen schwärzlichgrauen Lavafelder erzählen, die noch wenig angenagt von Verwitterung den Fuss des Vulcans in allen Richtungen umgeben. Der letzte Ausbruch fand am 16. März 1772 Statt, und zum Gedächtniss dieser Katastrophe wird in der Kathedrale der Stadt Massaya noch alljährlich ein Dankfest für die Rettung aus der drohenden Gefahr gefeiert. Der Lavastrom, der sich damals aus dem Hauptkrater des Vulcans herunterwälzte, durchbrach den grossen Wald zwischen Massaya und Nindiri, warf alle Bäume, die an der Breite seines Bettes standen, nieder und floss über eine Meile thalabwärts. Man überschreitet denselben auf der Landstrasse zwischen Massaya und Managua.

Seitdem war der Berg bis zum Jahre 1852, also volle 80 Jahre, ohne Zeichen seines inneren Lebens. „Die Hölle von Massaya ist erloschen" schrieb Herr Squier bei einem Besuch dieser Gegenden im Jahre 1850. Aber schon zwei Jahre nach seiner Anwesenheit, am 8. Juni 1852, beobachtete man im Wasser des Massayasees ein seltsames Kochen und Sprudeln, von Gasen hervorgebracht, die mit

grosser Kraft aus der Tiefe emporgeblasen wurden. Am 29. Juni darauf hörte man zugleich unterirdisches Brüllen, wie dumpfen Donner, der aus dem Innern des Vulcans zu kommen schien und den erschreckten Bewohnern nach so langer Ruhe das nahe Erwachen der vermeintlichen Vulcanleiche verkündete. Endlich am 9. April 1853 öffnete der Berg einen neuen Krater am westlichen Abhange und blies starke Dampfwolken aus, welche seit September desselben Jahres bedeutend an Stärke zunahmen.

Auf den Massaya-Vulcan mit seinen höchst interessanten Umgebungen folgen in derselben Richtung die sogenannten „Marabios", eine zusammenhängende Vulcanreihe, die sich vom nordwestlichen Ufer des Managuasees bis nahe an die Fonseca-Bay in schiefer Linie hinzieht. Der berühmte Coseguina, der eigentlich nicht zu den Marabios gehört, sondern durch eine grosse Waldebene von ihnen getrennt eine selbstständige Gruppe bildet, ist in dieser Richtung das letzte vulcanische Glied bis zum Golf. Unter allen bekannten Feuerbergen unseres Planeten ist der Coseguina der furchtbarste. Wenigstens weist die Geschichte keinen vulcanischen Ausbruch nach, der an Grossartigkeit der letzten Eruption desselben im Jahre 1835 vergleichbar wäre, selbst nicht jene des Vesuvs, welche Herculanum und Pompeji mit Schlammströmen und Asche überschüttete und dem älteren Plinius den Tod brachte.

Der spanische Geschichtschreiber Oviedo, welcher die Marabios sowohl als den Vulcan von Massaya im Jahre 1526 besuchte, beschrieb sie ziemlich ausführlich, so wie vor einigen Jahren Squier, der hier die Bildung und Thätigkeit eines neuen Kraters am Vulcan Las Pilas im April 1850 beobachtete. Auf diese beiden Quellen stützte sich der bekannte Geograph Heinrich Berghaus, als er den Auswanderungslustigen ein so abschreckendes Bild von den vulcanischen Schauern Central-Amerika's entwarf. Die Reihe der Marabios erblickt man am schönsten in der grossen Ebene von Leon, wo auf einer Strecke von fünfzehn deutschen Meilen vierzehn Vulcane gezählt werden.

Während Dr. Wagner seine Reise von Leon nach der Fonseca-Bay fortsetzte, dort den Krater des Coseguina-Vulcans bestieg und den Staat San Salvador besuchte, wandte ich mich von Managua nach der noch so wenig bekannten Provinz Segovia, dem milden Hochlande von Nicaragua. Von dort ging ich nach Honduras, zog durch die

Hochthäler dieser Republik und verweilte einige Zeit in den beiden Hauptstädten Tegucigalpa und Comayagua, wo ich so manche nicht unwichtige Beiträge zur Statistik, der Ethnographie und den staatlichen Verhältnissen dieses unbekanntesten Theiles von Central-Amerika sammelte und zu diesem Zwecke sowohl von Seite des damaligen Staats-Chefs General Cabanas, als von einigen gebildeten und gastfreien Bewohnern dieser Städte die freundlichste Unterstützung fand. Honduras ist schon aus dem Grunde überaus wichtig, weil es mit Panama, Nicaragua und dem Isthmus von Tehuantepec den Vortheil der leichten Durchgangsfähigkeit theilt und durch einen guten Hafen an der atlantischen Seite, besonders aber durch seinen wunderschönen Naturhafen, die grosse Fonseca-Bay am stillen Ocean, vor den anderen rivalisirenden Passageländern den Vorzug verdient, obwohl hier freilich nur von einer Eisenbahn zwischen beiden Oceanen, nicht aber von der Anlegung eines schiffbaren Canales die Rede sein kann, wie in Nicaragua.

Im April 1854 kam ich von Honduras nach San Salvador, wo ich mit meinem Reisecollegen nach früherer Verabredung zusammenzutreffen hoffte. Ich hatte von dem schrecklichen Naturereigniss, welches in der Osternacht die Hauptstadt San Salvador bis auf den Grund zerstörte, keine Kunde. Erst eine Tagreise von dieser Hauptstadt entfernt hörte ich, dass dieselbe nicht mehr existire. Aus dem Munde der Flüchtlinge, die sich, erschreckt über die Fortdauer der Erdstösse, in allen Richtungen zerstreut hatten, erfuhr ich bald die Bestätigung dieser traurigen Mittheilung. Meine Besorgniss hinsichtlich des Schicksals Dr. Wagner's, der die Katastrophe miterlebte und ohne den warnenden Erdstoss, der dem stärkeren Erdbeben eine Stunde vorangegangen war, wahrscheinlich mit der ganzen übrigen Bevölkerung unter den Trümmern der Stadt begraben worden wäre, wurde durch das glückliche Zusammentreffen mit dem preussischen Viceconsul von San Salvador, Herrn Kronmeier in Apopa, einem Indianerdorf der Gegend, beschwichtigt. Herr Kronmeier erzählte mir, dass sich mein Freund zwar fieberleidend aber unbeschädigt nach dem Erdbeben in die Hacienda des Herrn Walther von Bogen, eines wackern Deutschen aus Königsberg, der in der Nähe von Puerto Libertad am stillen Ocean grosse Ländereien besitzt, zurückgezogen hatte. Da die Trümmer der unglücklichen Hauptstadt San Salvador mir keine Unterkunft boten, so setzte ich meine Reise von

dort nach Sonsonate und hierauf nach Guatemala fort. Die Hochthäler der Cordilleren, die ich auf dieser ziemlich langen Wanderung durchzog, zeigen mitunter eine herrliche Scenerie. Doch erreicht die malerische Schönheit des Landes unstreitig ihren Höhepunkt in den Umgebungen der beiden Hauptstädte der Republik Guatemala.

Dieser Freistaat genoss damals einer ziemlichen Ruhe und Sicherheit, welche derselbe der furchtbaren Energie seines Präsidenten und Dictators Raphael Carrera, eines gebornen Indianers (dessen Familienstamm offenbar nur eine geringe Beimischung des weissen Blutes hat), verdankte. Seine Minister sind jedoch spanische Creolen aus altaristokratischen Familien. Von ihnen wie von dem Präsidenten wurde ich mit der freundlichsten Zuvorkommenheit aufgenommen, erhielt von denselben auch viele erwünschte statistische Mittheilungen und bereiste mit ihren Empfehlungen versehen das Land in den verschiedensten Richtungen. Mein besonderes Interesse zogen zunächst die sogenannten Altos an, das indianische Hochland von Guatemala, welches, der einstige Sitz des Reiches der Quichés und noch heute fast ausschliesslich von ackerbautreibenden Indianern bevölkert, dem Ethnographen einen ebenso reichen Stoff zur Ausbeute bietet, wie dem Naturforscher. Vielleicht ist keine andere Gegend Amerika's so günstig wie diese, um Sprachen, Sitten, Charakter und Lebensweise jener eingebornen Völker zu studiren, welche zur Zeit der spanischen Invasionen unter Cortez und Alvarado auf einer gewissen, wenn auch ziemlich niedrigen Culturstufe standen, geordnete Staaten bildeten, in grossen Städten oder Dörfern wohnten, ziemlich umfangreiche, architektonische Bauten und sogar plastische Kunstwerke ausführten. Unter dem Druck der spanischen Colonial-Herrschaft, von welcher der Missionär Gage in seinem bekannten Werke aus der Mitte des 16. Jahrhunderts uns eine so merkwürdige Schilderung hinterlassen, sind diese Indianer wieder tief herabgesunken. Sie blieben jedoch Agriculturvölker und haben mit einigen rohen Industriezweigen auch ihre ursprünglichen Sprachen mit so manchen heidnischen Gebräuchen hartnäckig bewahrt.

Dr. Wagner hatte inzwischen nach Herstellung seiner Gesundheit den so merkwürdigen Vulcan Isalco besucht, welcher mit dem von Humboldt beschriebenen mexikanischen Jorullo die Entstehung seit der historischen Zeit gemein hat. Der Isalco ist einer der jüngsten und nächst dem Coseguina zugleich einer der furchtbarsten

Vulcane der Erde. Vor etwa achtzig Jahren öffnete sich der neue Krater in einer Ebene, eine kleine Tagreise von Sonsonate entfernt und hat sich seitdem bei einer permanenten Thätigkeit aus Rapilli und Auswürflingen bis zu einer Höhe von etwa 4000 Fuss aufgebaut. Sein Krater wurde noch nie bestiegen. Auch meinem Freunde gelang die Besteigung nicht vollständig, obwohl er sie von verschiedenen Seiten versuchte und drei Tage auf dem abhängenden Schlackenkegel verweilte, wo er in der Nähe das schauerlich prächtige Schauspiel einer Eruption genoss. Von dort setzte Dr. Wagner seine Reise nach Guatemala fort. Gemeinschaftlich besuchten wir das paradiesisch-schöne Thal von Antigua-Guatemala, die alte Hauptstadt des Landes, die seit dem Erdbeben des vorigen Jahrhunderts in Trümmern liegt. Wir bestiegen hier in Begleitung von vier Indianern den Gipfel des sogenannten Wasservulcans, eines prächtigen Kegels von fast 10.000 Fuss Höhe, welcher an Regelmässigkeit dem Omotepec im Nicaraguasee wenig nachsteht und an Pracht der Vegetation ihn sicher übertrifft. Dieser sogenannte *Volcano de Agua* scheint diesen Namen seit jener mysteriösen Katastrophe zu führen, wo unter begleitenden heftigen Erdstössen Ciudad vieja, die älteste spanische Hauptstadt Guatemala's, kurz nach dem Tode des Eroberers Alvarado in Trümmer stürzte und zugleich ein wässeriger Schlammausbruch aus einer Seitenspalte des Vulcans erfolgte, über dessen wahre Natur Remesal's dunkler Bericht nur ungenügenden Aufschluss gibt.

Nachdem mein Reisegefährte auch die übrigen Hauptvulcane Guatemala's besucht und theilweise bestiegen hatte, wandten wir uns gemeinschaftlich wieder in nordöstlicher Richtung den Küstengegenden des Antillenmeeres zu. Ein ehrenvoller Auftrag der Regierung Englands durch Vermittlung ihres Geschäftsträgers in Guatemala Mr. Charles Lennox Wyke empfahl uns im Interesse des britischen Museums den Besuch der wichtigsten indianischen Denkmale Central-Amerika's. Wir wählten zunächst die Ruinen von Quirigua am Motaguaflusse. Die Einzelheiten unserer dortigen Untersuchungen habe ich dieser hochverehrten Versammlung bereits in einem besonderen ausführlichen Berichte vorgelegt. Unsere Absicht, hierauf auch die noch grossartigeren und interessanteren Ruinen von Peten tief im Innern des Landes und nahe von Yucatan zu besuchen, scheiterte nur an den ausserordentlichen Hindernissen, die in der Natur des Landes, besonders in der schwierigen Zugänglichkeit jener

dichtbewaldeten Gebirgswildnisse begründet waren. Unsere centro-amerikanischen Wanderungen hatten in der britischen Colonie Belize ihr Ende gefunden. Im Ganzen reichten unsere Reisen in Amerika vom 50. Grade bis zum 9. Grade nördlicher Breite und dehnten sich inclusive der Oceanfahrten über nahe an 30.000 engl. Meilen aus.

Wenn es uns bei der Beschränktheit unserer Mittel und den unbeschreiblichen Schwierigkeiten im Innern dieser Länder nicht möglich war, erschöpfende Daten zu einem umfassenden Werke über Central-Amerika zu sammeln, so können wir doch auf die Resultate unseres dortigen Aufenthalts mit einiger Befriedigung zurückblicken, indem es uns wenigstens gelungen ist, über diese Länder ein bedeutend reicheres Material als irgend einer unserer Vorgänger in den meisten Zweigen der Länder- und Völkerkunde zu erwerben, dessen Verarbeitung uns für viele Jahre eine gar glückliche Beschäftigung gewähren wird.

Wir führten in Central-Amerika während anderthalb Jahren ein genaues meteorologisches Tagebuch. Die von uns bestiegenen Plateaux und Vulcangipfel sowie die Höhenverhältnisse der wichtigsten Culturpflanzen und Thiere wurden mit einem Äroid-Barometer annähernd bestimmt.

Unser Zusammentreffen mit Indianern der Wildniss, unser längerer Aufenthalt in den Dörfern der angesiedelten, ackerbautreibenden Indianer in Honduras, San Salvador und Guatemala lieferte uns reichen Stoff zu ethnographischen Studien. Durch die freundliche Zuvorkommenheit der verschiedenen Regierungen wurde es uns auch möglich, eine grosse Zahl statistischer und staatswissenschaftlicher Thatsachen über die verschiedenen centro-amerikanischen Staaten zu erlangen.

Das grösstentheils von Dr. Moriz Wagner gesammelte zoologische und geognostische Material gibt viele neue Aufschlüsse über die dortige Gebirgsstructur wie über den Charakter der centro-amerikanischen Thierwelt, von welchem bisher so viel wie nichts bekannt war. Leider wurde ein Theil der geognostischen und botanischen Sammlungen Dr. Wagner's bei dem Erdbeben von San Salvador unter den Trümmern des Hauses, das er dort bewohnte, begraben. Doch gelang es ihm wenigstens, seine Aufzeichnungen zu retten. Von seinen übrigen naturhistorischen Sammlungen in Costa Rica und

Guatemala ist die entomologische am reichsten ausgefallen. Von der Abtheilung der wirbellosen Thiere haben wir gegen 40.000 Exemplare mitgebracht. Die meisten neuen Arten befinden sich unter den Coleopteren, Lepidopteren und Hymenopteren. Nach einer vorläufigen Bestimmung des Herrn Geheimrathes Klug und des Herrn Dr. Hopffer in Berlin befinden sich darunter über 300 neue Arten. Auch unter den Land- und Süsswasser-Mollusken findet sich ziemlich vieles Neue und Interessante. Die von uns in geringerer Zahl gesammelten Arten aus der Classe der Wirbelthiere, besonders die Reptilien habe ich nebst meinen botanischen Sammlungen und den Mineralien und Fossilien aus Nord-Amerika den verschiedenen kaiserlichen Instituten meines Vaterlandes Österreich geschenkt. Unsere gemeinschaftlichen Sammlungen reichen wenigstens hin, von dem wesentlichen Naturcharakter der Fauna und Flora Central-Amerika's, von welcher vor unserer Reise fast nichts bekannt war, einen Begriff zu geben. Da wir überdies an beiden entgegengesetzten Abhängen der Cordilleren und in den Küstengegenden beider Oceane sammelten, so haben diese mitgebrachten Gegenstände auch als ein Beitrag für die geographische Verbreitung der Organismen einen besonderen Werth. Die Artenscheidung durch die Schranke des Hochgebirgs ist hier für die mit geringer Bewegungsfähigkeit ausgestatteten Thiere, besonders unter den Landmollusken, Insecten und Arachniden mit Bestimmtheit bewiesen. Die von Dr. Wagner aus Guatemala mitgebrachten Felsarten werden gegenwärtig in Berlin genau bestimmt.

Den Schluss unserer amerikanischen Reisen bildete ein Besuch auf den Antillen, wo wir die wichtigsten Inseln, besonders Jamaica, Haiti, San Thomas und Cuba besuchten. Eine kurze Krankheit hielt mich leider ab, meinen Reisegefährten Dr. Wagner in die sogenannten blauen Berge von Jamaica zu begleiten, welche eine reiche Vegetation tragen und wo gegenwärtig in den Regionen von 4000 bis 6000 Fuss der beste Kaffee der Welt cultivirt wird. Dagegen durchzog ich mit meinem Freunde die noch schöneren Hochthäler der Gebirge Haitis zwischen Jacmel und der Hauptstadt Port-au-prince, einst der Sitz des Generalstatthalters der französischen Colonie San Domingo und jetzt die Residenz des Negerkaisers Faustin Soulouque. Mit Recht hat man Haiti schon zur Zeit der französischen Colonial-Herrschaft die „Königin der Antillen" genannt. Der Boden ist fruchtbarer, die plastischen Formen des Landes sind mannigfaltiger, die

verschiedenen Regionen des Gebirges bieten abwechselndere Klimate dar als die Naturverhältnisse der Insel Cuba, die man heute „die Perle der Antillen“ weniger ihrer Grösse und ihrer Fruchtbarkeit als ihres Reichthumes wegen nennt, der lediglich auf die Dauer des gegenwärtigen Zustandes der Negersclaverei gegründet ist. Auch auf Cuba, wo ich die ersten Wintermonate des Jahres 1855 zubrachte, machte ich Ausflüge landeinwärts, ohne hier die landschaftliche Schönheit und die majestätische Pracht der tropischen Urwälder des Festlandes wieder zu finden.

Die Vegetation der westindischen Inseln ist zwar in einzelnen Gegenden wie auf den „blauen Bergen“ von Jamaica und in den mittleren Gebirgsthälern Haitis von überraschender Anmuth und Üppigkeit. Doch trägt sie nicht den grossartigen Charakter der Flora Central-Amerika's, steht auch an Mannigfaltigkeit der Formen, der Geschlechter und Arten, an Höhe und Pracht der verschiedenen Baumarten und besonders an Reichthum der Parasiten und Schlingpflanzen weit hinter dieser zurück. Reich an Palmen sind zwar auch viele ebene Landschaften der Insel Cuba und besonders die nächsten Umgebungen der Stadt Havanna, doch ist die Zahl der Arten nicht gross. Immerhin bietet der tropische Landschaftscharakter der Antillen einen schönen Contrast gegen die traurige Monotonie der Natur in den nördlichen Staaten Amerika's. Wenn in den Ebenen von Unter-Canada und an den Ufern des *Lake superior*, dessen Naturcharakter ich Ihnen am Eingange dieses Berichtes mit wenigen Worten gezeichnet habe, die Erde oft 7 bis 8 Monate lang unter einer starken Schneedecke begraben liegt, wenn dort nur solche organische Wesen sich entwickeln konnten, welche einer beträchtlichen Entziehung von Wärmestoff widerstehen oder einer langen Unterbrechung der Lebensfunctionen fähig sind, so nehmen hingegen auf den westindischen Inseln, welche sämmtlich schon innerhalb der tropischen Zone liegen, Mannigfaltigkeit der Bildungen in der Vegetation, Anmuth der Formen und des Farbengemisches, ewige Jugend und Kraft des organischen Lebens zu. Im seltsam schroffen Gegensatze zu jenen niederen Coniferen in den Wäldern des Nordens, zu dem Anschmiegen der Äste gegen den Boden, zur kriechenden Tendenz der Pflanzen, drängt unter den Breitegraden der westindischen Inseln die Gesammtmasse der Vegetation in die Höhe. Die Palme, die höchste und edelste aller Pflanzenformen, wie Humboldt sie genannt hat, grünt nur auf hohem

Gipfel, das Heer der Schlingpflanzen, zu schwach, aus eigener Kraft die Höhe zu erreichen, klettert auf fremden Stützen hinauf oder bedarf der Erde gar nicht mehr. Schmarotzerpflanzen nisten auf hohen Bäumen. Man könnte den Contrast in der Physiognomie der Pflanzen- und Thierwelt zwischen Nord und Süd am kürzesten in den Satz formuliren: Unter den Tropen erhebt sich die organische Welt am meisten über dem Boden, je mehr man sich hingegen den Polen nähert, desto tiefer senkt sie sich herab. Die prächtigsten Blumen entwickeln sich im tropischen Amerika auf hohen Bäumen mit ihren Schlingpflanzen. In der temperirten Zone tragen die Sträucher die zahlreichsten Blumen, während im Norden schon vom 46. Breitegrad an das bunteste Farbenspiel auf den Wiesen ausgestreut ist. Welche Contraste für den Reisenden, der jetzt von Quebec im britischen Nordamerika innerhalb 8 Tagen nach Cuba gelangen kann! Hier sieht er, wie allenthalben unter den Tropen, die Blumengärten der Natur über sich, während er sie in den mässig warmen mittleren Staaten der Union neben sich und in seiner nordischen Heimat unter sich gesehen.

Wichtiger als die Betrachtung des Naturcharakters der westindischen Inseln erschienen mir die dortigen Colonialzustände, die staatswirthschaftlichen Verhältnisse und besonders die Bevölkerung. Die grosse Mehrzahl der Bewohner Westindiens gehört bekanntlich nicht der weissen europäischen, sondern der schwarzen afrikanischen Race an. Schon seit mehr als einem Jahrhundert ist die eingeborne Bevölkerung der unglücklichen Caraiben völlig erloschen, theils ausgestorben, theils auch wohl in einer fremden Bevölkerung aufgegangen. Diese braunen Urvölker der Antillen konnten das Joch der spanischen Colonialherrschaft nicht ertragen, die Sclavenarbeit der Neger nicht verrichten. Sicher waren sie von einer minder kräftigen Körperbeschaffenheit als die schwarze Race. Sie verschwanden und ihre Stelle nahmen jene Hunderttausende von unglücklichen Äthiopiern ein, welche an der afrikanischen Westküste den Sclavenhändlern um geringes Geld verkauft, in thierähnlichem Zustande aus ihrer Heimat gebunden hinweggeschleppt und zur härtesten Arbeit gezwungen wurden, ohne deren Früchte je geniessen zu dürfen. Dieser barbarische Menschenhandel und die Sclaverei rächten sich bitter durch ihre Folgen, durch die Gefahren, welche sie der weissen

Bevölkerung von Seite der Neger gebracht und mit der sie noch jeden Tag die Zukunft dieser schönen Inseln bedrohen.

San Domingo, die schönste und fruchtbarste der westindischen Inseln, hat sich bekanntlich durch eine blutige Revolution schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts von der französischen Herrschaft losgerissen. Die weissen Pflanzer fielen unter dem rächenden Stahl der empörten Neger. Aber die Freiheit hat der Insel und ihrer Bevölkerung keinen Segen gebracht, da hier jeder mildernde Übergangszustand fehlte. Das Brandmal der Barbarei und der Knechtschaft blieb dem dortigen Negercharakter tief eingeimpft. Auf den britisch-westindischen Colonien haben bekanntlich sowohl die Rücksichten der Humanität als die Furcht vor der Zukunft und vor einem ähnlichen Schicksale wie San Domingo die legale Emancipation der Neger hervorgerufen. Leider sind die Folgen dieser Emancipation, da die sogenannte Lehrzeit für den Zustand der schwarzen Bevölkerung von viel zu kurzer Dauer war, für den blühenden Wohlstand Jamaika's fast ebenso nachtheilig gewesen, wie die Folgen der Negerrevolution auf San Domingo. Wie hätte auch der befreite und bedürfnisslose Neger die Arbeit liebgewinnen können, welche er früher im Sclavenzustand nur als eine Plage, als eine Qual gekannt, deren Früchte er nie genossen hatte! Ein kleines Maisfeld, einige Yuccas und Yamswurzeln, wenige Bananenbäume reichen dem Neger auf dieser fruchtbaren Erde zur Nahrung hin. Eine offene Hütte, mit Pisang- oder Palmzweigen bedeckt, genügt ihm zur Wohnung. Kleider sind bei einem so warmen Klima mehr Luxus als Nothwendigkeit. An andere Bedürfnisse aber hat der Neger sich nicht gewöhnt, bessere Genüsse hat er als Sclave nie gekannt. Seitdem also der äussere Zwang aufgehört, fehlt dem Neger jeder äussere Antrieb zur Arbeit. Die eingeführten Chinesen aber und die Kulis konnten die heisse Luft Jamaika's nicht vertragen.

Cuba's dermaliger Aufschwung und Wohlstand hängen innigst mit der Frage der Negersclaverei zusammen. Diese traurige Institution ist der Colonie unentbehrlich geworden, trägt aber dort wie überall einen eigenthümlichen Fluch mit sich. Sie ist Schuld an der prekären Gegenwart wie an der Abhängigkeit von Spanien, sie ist zugleich höchst gefahrdrohend für die Zukunft des Eilandes. Wir hatten während unseres westindischen Aufenthalts den Vortheil, die verschiedensten socialen Zustände der schwarzen Bevölkerung zu studiren: als Sclaven

auf den Inseln unter spanischer Herrschaft, als emancipirte freie Menschen auf Jamaika, endlich als ausschliessliche Herrscher mit allen Prärogativen und Privilegien der schwarzen Farbe auf Haiti, wo den Weissen der Ankauf von Ländereien nicht gestattet ist, wo kein Weisser das Bürgerrecht geniesst und die wenigen Europäer, welche dort als Consuln oder Kaufleute leben, nur geduldet sind.

Mit einer umständlichen Darstellung dieser für die Zeitgeschichte und Culturzustände gewiss höchst wichtigen Verhältnisse will ich für heute die hochverehrte Versammlung nicht ermüden. Es genügt mir hier in allgemeinen Zügen die Hauptresultate meiner dreijährigen Reisestudien und Strebungen in der westlichen Hemisphäre angedeutet zu haben. Ich kann nur wiederholen, dass diese Arbeiten keinen Anspruch auf etwas Umfassendes oder Erschöpfendes machen, dass sie nur einen Beitrag zur grossen Literatur der Länder- und Völkerkunde bilden, dass ich aber mit meinem Freunde Dr. Wagner redlich und eifrig bemüht war, durch unbefangene Beobachtung und treue Aufzeichnungen so viele Lücken in der Reiseliteratur auszufüllen, als Zeit, Mittel und Kräfte uns gestatteten. Wir waren dabei lediglich auf eigene Thätigkeit angewiesen und haben (mit Ausnahme der Kostenvergütung unserer Reise nach den Ruinen von Quirigua von Seite der britischen Regierung) durchaus keine pecuniäre Unterstützung von irgend einem Staate genossen. Das Unvollständige und Mangelhafte unserer Arbeiten wird durch diesen Umstand allein — abgesehen von den übrigen, oft unüberwindlichen Schwierigkeiten des Reisens in wilden und gefahrvollen Ländern — seine Erklärung wie seine Entschuldigung finden. Doch liegt für uns schon ein tröstender und erhebender Gedanke in dem Bewusstsein, die Aufgaben, die wir uns vorgenommen, standhaft durch alle Hindernisse mit Liebe und Begeisterung verfolgt und zu dem grossen, unübersehbaren Gebäude des menschlichen Wissens, welches die Errungenschaft so vieler Jahrhunderte ist, wenigstens auch einige kleine Bausteine hinzugefügt zu haben.

5123608
FEB 13 96 H
CANCELLED
JAN 30 1976